

Berührt

„Heilen bedeutet,
gegen die Macht des Todes ankämpfen“
Von der heilenden Kraft der dominikanischen Idee

I.

„Um uns zum Heil zu führen, sandte er Dominikus“ — so lautet ein zentraler Vers aus der Gebetsliturgie des Dominikanerordens (Antiphon zum Fest des heiligen Dominikus). Und Bruder Paul von Venedig OP bezeugt im Jahr 1233: „Dominikus wünschte sich sehnlichst das Heil aller, der Gläubigen wie der Ungläubigen.“ (Akten des Heiligsprechungsprozesses von Bologna).

Schon diese beiden Indizien lassen darauf schließen, daß die theologische Kategorie „Heil“ eine für die dominikanische Tradition und das spirituelle Selbstverständnis der Predigerschwester und -brüder zentrale ist. Im folgenden soll der politisch-mystischen Aktualität dieser Kategorie nachgespürt werden.

Die Rede vom Heil aber steht unter dem Verdacht, in unkritischer und unverantwortlicher Weise eine utopische — also unverortete — von den konkreten Unheilserfahrungen abgehobene, idealistische Idee zu verkünden. Die Erfahrung zeigt doch: Unheilssituationen in Form von brutaler Unterdrückung, wirtschaftlicher Ausbeutung und militärisch produziertem Tod, menschliche Beschädigungen, Krankheit und Leid bestimmen die Erfahrungen vieler Menschen — weltweit. Das aber heißt: Wenn denn Heil sein soll, dann ist zuerst einmal Heilung notwendig: Die vielfältigen individuellen und gesellschaftlichen Formen der Not bedürfen — im wahrsten Sinne des Wortes — der Wendung hin zum Heil. Die Welt in ihren Strukturen ist genauso heilsbedürftig wie der einzelne Mensch!

II.

Ein Blick in die in den neutestamentlichen Evangelienberichten überlieferte Praxis Jesu zeigt: Vom Beginn seiner Wanderpredigt an ziehen sich Krankenheilungen wie ein roter Faden durch das Leben dieses Heilspropheten aus Nazaret. Eine dieser Heilungsgeschichten sei hier erzählt:



Statue des heiligen Dominikus vor dem Kloster „Madonna Dell' Arco“, Santuario.

„Dann kamen sie nach Jericho. Am Rand der Straße vor der Stadt saß ein blinder Bettler, Bartimäus, der Sohn des Timäus. Ihm fiel auf, daß ungewöhnlich viele Menschen da bei ihm vorbeikamen. Sobald er hörte, daß es Jesus von Nazaret war, rief er laut: „Sohn Davids, Jesus, hab Erbarmen mit mir!“ Die Menschen, die mit Jesus auf der Mitte der Straße gingen, fühlten sich gestört von

der Stimme des Bettlers am Rande. Sie wurden ärgerlich und befahlen ihm, zu schweigen. Er aber ließ sich nicht mehr den Mund verbieten und schrie nur noch lauter: „Sohn Davids, hab Erbarmen mit mir!“

Da blieb Jesus stehen und sagte: „Ruft ihn her!“ Als das dem Blinden zu Ohren kam und einige ihm Mut machten, da warf er seinen Mantel weg, sprang auf und lief auf Jesus zu. Jesus nahm diesen Menschen ganz ernst und fragte ihn: „Was soll ich dir tun?“ Der Blinde antwortete: „Rabbuni, ich möchte wieder sehen können. Ich möchte nicht immer nur am Rande sitzen als geduldiger Bettler, ich möchte ich sein und mitzählen mit all den anderen Menschen.“

Da sagte Jesus: „Geh! Dein Glaube hat dir geholfen.“ Und Glaube, das heißt in diesem Fall: Nicht alles für selbstverständlich halten, zu sich selbst stehen und seine Stimme erheben, sich nicht zum Schweigen bringen lassen und noch lauter schreien, aufspringen, gehen, trotz aller Dunkelheiten den eigenen Füßen trauen, seine Träume, seine Sehnsucht nicht aufgeben im ewig gleichen Einerlei eines bedrückenden Alltags.

Weil er so glaubte, konnte er wieder sehen, und er folgte Jesus auf seinem Weg nach Jerusalem, hellstichtiger als viele, die doch sehenden Augen blind waren.“ (Mk 10,46-52 / Übertragung: Diethard Zils OP)

III.

Auffällig ist, daß fast alle Begegnungen zwischen Jesus und kranken Menschen mit (körperlicher) Nähe, oftmals mit Berührungen zu tun haben — Distanz wird überwunden! Wenn Jesus Frauen und Männer gesund macht, ihnen Heilung zuspricht, dann kann er im wahren Sinne des Wortes handgreiflich werden. Diese Heilungsprozesse markieren für die betroffenen Menschen immer sowohl eine physische als auch eine soziale Wirklichkeit. Dabei sind die neutestamentlichen Wunderberichte nicht zuerst als medizinisch interessierte Heilungsprotokolle zu lesen; vielmehr wollen die von Jesus initiierten Heilungen als jedwede gesellschaftlich verordnete Isolation überwindende Zeichen der Wirklichkeit Gottes verstanden werden.

Das wird deutlich im Blick auf die soziale Stellung der Kranken zur Zeit Jesu: Kranke Frauen und Männer waren sozial ausgegrenzt und isoliert. Sie standen auf der gesellschaftlichen Stufenleiter ganz zuunterst; Betteln war für die Betroffenen oftmals die einzige — und in der Regel ungenügende — Verdienstquelle. Krankheit und Behinderung „bedeutete den sozialen Tod, lebenslänglich“ (T. R. Peters). Indem Jesus diese Menschen, die absoluten Outsider der Gesellschaftsordnung Palästinas, heilt, gibt er ihnen nicht nur ihre Gesundheit wieder, sondern — noch wichtiger — ihre Würde, ihr Menschsein, ihr Leben. Davon sprechen die biblischen Geschichten immer wieder: Die an den Rand Gedrängten werden von Jesus in die Mitte des Platzes oder der Straße, in seine Gruppe hinein, in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses geholt.

Und noch etwas anderes fällt auf: Um zu Jesus vorzudringen, unternehmen die kranken und heilungsbedürftigen Menschen selbst — oder ihre Verwandten und FreundInnen — „oft unorthodoxe bis illegale Schritte“ (L. Enderli): Bartimäus, der blinde Bettler am Rande der Straße, schreit so laut er kann, auch wenn alle auf Ruhe und Ordnung bedachten Umstehenden ihn mundtot machen wollen. Der erste Schritt zur Heilung liegt vielfach bei den Betroffenen selbst; dann kann Heilung Wirklichkeit werden!

IV.

Heilungsgeschichten heute haben ein vielfältiges Aussehen. Ein Beispiel soll hier nun vorgestellt werden.

Im November 1989 versammelten sich vor dem Botschaftsgebäude des mittelamerikanischen Landes El Salvador in Bonn 40 Dominikanerinnen und Dominikaner aus dem gesamten Bundesgebiet. Unter dem Motto „Regierung von El Salvador! Beendet den Krieg gegen das eigene Volk und die Kirche!“ protestierten die Ordensleute und ihre FreundInnen mit einer mehrstündigen Mahn- und Gebetswache gegen das menschenverachtende und brutale Vorgehen der salvadorianischen Regierung gegen die Bevölkerung des Landes, gegen Gewerkschaften, Kirchengemeinden und



Mitglieder der Familia Dominikana (Brüder, Schwestern und Laien) in Bonn bei ihrer Demonstration vor der Botschaft El Salvadors, November 1989.

Ordensgemeinschaften, gegen die Volksorganisationen und gegen Menschenrechtsgruppen.

Konkreter Anlaß dieser Solidaritätsaktion war die Ermordung von sechs Jesuitenpatres, ihrer Köchin und deren Tochter am 16. November 1989 auf dem Gelände der zentralamerikanischen katholischen Universität (UCA) in der salvadorianischen Hauptstadt sowie mehrere Morddrohungen gegen den in San Salvador lebenden und arbeitenden deutschen Dominikaner Pater Gerhard Pöter OP und seine MitarbeiterInnen.

Die versammelten Schwestern und Brüder forderten gleichzeitig die Regierung der Bundesrepublik auf, keine weiteren deutschen Kredite an die für dieses Unrecht verantwortliche Regierung des salvadorianischen Präsidenten Alfredo Christiani (ARENA-Partei) auszuzahlen.

Begleitet wurde die Bonner Protestaktion in mehreren Kommunitäten des Ordens — so zum Beispiel in Berlin, Vechta, Erbach und Düsseldorf — durch Gottesdienste, Informationsveranstaltungen und Unterschriftsammlungen.

V.

Wenn hier von der heilenden Kraft der dominikanischen Idee die Rede sein soll, so darf Heilwerden und Heilsein nicht nur individuell verstanden werden; Heilung beinhaltet immer auch eine soziale und politische Dimension. Und auf alle Fälle gilt: Heil ist allemal eine praktische Kategorie — oder sie ist keine!

Das alte Projekt des Dominikus und seiner Leute ist immer wieder neu in die jeweilige Zeitsituation hinein zu übersetzen: Mit ihrer öffentlichen Solidaritätsaktion machten die beteiligten Schwestern und Brüder auf eine ganz konkrete Unheilssituation aufmerksam, kann doch der Krieg des salvadorianischen Militärs und der halb-militärischen Todesschwadronen in diesem mittel-amerikanischen Land nicht anders bezeichnet werden als staatlich gelenkter oder zumindest geduldeter Mord — und das in einem Land, das den Namen „El Salvador“ — „der Erlöser“, der Heiland trägt!

Schon der Blick in die biblischen Heilungsgeschichten hat gezeigt:

Kranke geben ihre schicksalsergebene Haltung auf, sie lassen sich nicht weiter als Randfiguren und wehrlose Statisten auf der Bühne der Geschichte behandeln, sondern melden sich laut und unüberhörbar zu Wort. Auch wenn sich die bundesdeutschen Medien nach ein paar Tagen der Aufmerksamkeit für das blutige Geschehen in El Salvador inzwischen längst wieder anderen Ereignissen zugewendet haben, so gilt es hier, den Schrei und die Klagerufe aus Mittelamerika weithin hörbar zu machen. Pater Gerhard schreibt an die Christen in der Bundesrepublik: „Wir brauchen Eure Hilfe. Die wichtigste Hilfe ist der Einsatz für eine politische Betätigung, für die ungehinderte Aktivität der Volksorganisationen, für die Überwindung der Angst. Wir brauchen Euer Gebet: Aufmerksamkeit, Sensibilität für den Gott, der hier unaufhörlich schreit und um eine Antwort bittet.“

In den biblischen Heilungsberichten ist zu lesen: Jesus holt die von Unheil Bedrängten vom Rand der Straßen und aus den Orten der Isolation weg; er stellt die Outsider in den Mittelpunkt des Geschehens. Nichts anderes ist es, wenn durch die dominikanische Solidaritätsaktion mit dem geschundenen und geplagten Volk von El Salvador die Betroffenen des dort herrschenden Unrechts in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt werden; die relativ breite Berichterstattung über die geschilderte Mahnwache in Bonn in verschiedenen deutschen Zeitungen macht es vielleicht möglich, den Stimmlosen Stimme, den Würdelosen Würde und den mit Inhaftierung, Folter und Mord bedrohten Öffentlichkeit — und somit vielleicht ein Minimum an Sicherheit — zu verschaffen.

VI.

„Heilen bedeutet, gegen die Mächte des Todes auf jeder Ebene ankämpfen.“ (L. Enderli)

Die heilende Kraft der dominikanischen Idee, wie sie Dominikus und seine Leute vor gut 750 Jahren gelebt haben, ist heute aktueller denn je. Konkretes Heilungsengagement ist auch 1990 von Dominikanerinnen und

Dominikanern gefordert, soll der eingangs erwähnte Vers aus der Liturgie zum Fest des Heiligen nicht zum bloßen Lippenbekenntnis verkommen.

Aber: Trotz allem Engagement, trotz aller Solidarität geht der Krieg und das Morden Unschuldiger in El Salvador weiter. Heil ist noch nicht — trotz aller Anstrengung so vieler Menschen dort vor Ort und in den verschiedenen Solidaritätsgruppen hierzulande. Die heilende und Leben ermöglichende Kraft dominikanischen Engagements braucht das Gebet, will es nicht der Resignation verfallen. Es bedarf des aus der Tiefe und der Not des Unheils kommenden Schreis zu Gott (vgl. Ps 130), daß Er doch endlich Heil schaffe und vollende.

Fr. Ulrich Engel OP, Aldenhoven

Leseanregungen:

- Lisianne Enderli: Heil-ungs-geschichten. Erlösen heißt Befreien zum Heilsein, in: FAMA. Feministisch-theologische Zeitschrift 4 (1988), Heft 2, S. 2-3.
- Tiemo Rainer Peters: Steh auf und geh. Anstiftungen aus dem Evangelium, Mainz 1984.
- Gerhard Pöter: Über den gefangengesetzten Gott. Zur Spiritualität der Armen, in: WORT UND ANTWORT 30 (1989), S. 103-105.